

Gemeindegottesdienst?

Überlegungen zum Gottesdienst im kirchlichen Strukturwandel

I. Gottesdienst und Gemeinde – Realitäten und Postulate

In der Praktischen Theologie ist die Klage über den Gottesdienstbesuch und damit verbunden die Krisenanzeige des Gottesdienstes ein etablierter Topos. Gleichmaßen etabliert ist mittlerweile der Widerspruch zu dieser Diagnose bzw. der Hinweis auf seine notwendige Differenzierung.¹ Dennoch muss die Tatsache, dass eine große Zahl der evangelischen Kirchenmitglieder selten oder nie einen Sonntagsgottesdienst besucht,² in praktisch-theologischer Perspektive reflektiert und auch problematisiert werden. Dies gilt vor allem, weil und insofern dem Gottesdienst und der Teilnahme an ihm eine theologische Qualität zugemessen wird, dieser also als (potentiell) relevant für den Glauben der Einzelnen und/oder den Zusammenhalt bzw. die Identität der Gemeinde erachtet wird. Im Blick auf die Bedeutung des Gottesdienstes für die Gemeinde wird diese Thematik klassisch meist als die Frage nach dem „Gottesdienst als Mitte der Gemeinde“ verhandelt.³ Auch in der neueren Forschung wird der Gottesdienst als „Zentrum des kirchlichen Lebens“ sowohl phänomenologisch als auch theologisch verstanden und begründet.⁴ Insofern ergibt sich eine deutliche Diskrepanz zwischen empirischer Forschung und theologischer Überzeugung: „Nach theologischem Verständnis versammelt sich im Gottesdienst die ‚ganze Gemeinde‘; empirisch betrachtet begegnet er uns jedoch als ‚milieu-gebundenes‘ Geschehen.“⁵ Diese Spannung scheint mir im praktisch-theologischen Diskurs der letzten Jahre eher zurückhaltend thematisiert und bearbeitet worden zu sein. Gründe dafür dürften sowohl die – nur als sinnvoll zu bezeichnende – Zurückhaltung gegenüber dogmatischen Setzungen ohne Bezug zur Realität der Kirchenmitglieder sein (die fast zwangsläufig zu einer wenig produktiven Defizitperspektive führt) als auch die Tatsache,

¹ Vgl. z.B. Cornehl, Peter: „Die Welt ist voll von Liturgie“. Studien zu einer integrativen Gottesdienstpraxis (hg. von Ulrike Wagner-Rau), (Praktische Theologie heute Bd. 71), Stuttgart 2005, 25ff. oder Grethlein, Christian: Grundfragen der Liturgik. Ein Studienbuch zur zeitgemäßen Gottesdienstgestaltung, Gütersloh 2001, 26.

² Zu den komplexen Gründen dafür vgl. Grethlein 2001, 41ff.

³ Unter vielen vgl. exemplarisch Herms, Eilert: Überlegungen zum Wesen des Gottesdienstes, in: KuD 40 (1994) 219–247; Cornehl, Peter: Art. Gottesdienst VIII. Evangelischer Gottesdienst von der Reformation bis zur Gegenwart, in: TRE 14 (1985), 54–85 oder (mit besonderer Nachdrücklichkeit) Jörns, Klaus-Peter: Der Lebensbezug des Gottesdienstes im Zusammenhang von Gottesdienst und Lebensordnung der Gemeinde, JfLH 30 (1986), 1–29.

⁴ Cornehl, 2005, 28.

⁵ Lukatis, Ingrid: Der ganz normale Gottesdienst in empirischer Sicht, in: PrTh 38 (2003), 255–268, 267.

dass die Sachlage die Praktische Theologie wie kaum eine andere Fragestellung vor grundlegende konzeptionelle Herausforderungen stellt.

Dass die Praktische Theologie phänomenologisch gegenwärtige Formen von Religion und Religionsausübung wahrnehmen und reflektieren muss, dürfte mittlerweile breiter praktisch-theologischer Konsens sein. Dass sie sich nicht in der Wahrnehmung erschöpfen kann, sondern das Wahrgenommene in eine – wie auch immer geartete – Beziehung zu theologischen Einsichten setzen muss, dürfte prinzipiell auch kaum bestrittbar sein und wird zudem gegenwärtig wieder stärker betont. Damit ist allerdings noch nicht die Aufgabe gelöst, jenseits der schlichten Alternativsetzung eine sinnvolle Zuordnung von empirischer Wahrnehmung und theologischer Überzeugung zu gestalten. Weder kann die Wahrnehmung die theologische Überzeugung normieren noch kann die theologische Überzeugung eindimensional als Bewertungsmaßstab für „richtiges“ und „falsches“ Verhalten der Kirchenmitglieder fungieren. Die praktisch-theologische Reflexion, die es zu dieser Thematik bereits gibt, scheint mir bei weitem noch nicht abgeschlossen zu sein. Am Topos des Gottesdienstes lässt sich die Problematik, aber auch die Chance einer differenzierten und reflektierten methodologischen Zuordnung von Wahrnehmung und theologischer Überzeugung möglicherweise besonders deutlich herausarbeiten.

II. Welcher Gottesdienst und welche Gemeinde? Problemverschärfung durch Pluralisierungen

Die geschilderte Problematik wird gegenwärtig jedoch verschärft und neu konturiert durch die aktuellen Entwicklungen der kirchlichen Strukturen, die organisatorische, durchaus aber auch inhaltliche Veränderungen von „Gemeinde“ beinhalten. Im Zusammenhang mit den kirchenreformerischen Überlegungen und Strukturveränderungen hat teils konzeptionell reflektiert und begründet, teils faktisch eine Pluralisierung der Formen stattgefunden, in denen sich Gemeinde gestaltet.⁶ Es ist deutlicher geworden, dass die traditionelle Ortsgemeinde theologisch als eine mögliche, nicht aber theologisch vorrangige Gemeindeform zu verstehen ist, die sich – wie alle anderen Gemeindeformen auch – befragen lassen muss, ob und inwiefern sie der Kommunikation des Evangeliums in der Gegenwart bestmöglich dient.⁷ Vor allem aber ist in den letzten Jahren das grundlegende Strukturmerkmal der Ortsgemeinde zunehmend relativiert worden: die territoriale Orientierung, die Bezirke ohne inhaltliche Differenzierung nebeneinander stellt und Menschen nach ihrem Wohnsitz einer Gemeinde zuweist. Das Zuweisungsprinzip wird vor allem in den Städten schon seit Jahrzehnten von Kirchenmitgliedern faktisch unterlaufen, indem sie an gemeindlichen Angeboten nach subjektiver Wahl teilnehmen, die sich von Gemeinde zu Gemeinde nicht

⁶ Vgl. exemplarisch Pohl-Patalong, Uta: *Kirchliche Strukturen im Plural. Visionen und Modelle*, Hamburg 2004 oder Grunwald, Klaus-Dieter / Nethöfel, Wolfgang: *Kirchenreform jetzt! Projekte – Analysen – Perspektiven*, Hamburg 2005.

⁷ Zur Reflexion des Gemeindebegriffs vgl. Pohl-Patalong, Uta: „Gemeinde“. Kritische Blicke und konstruktive Perspektiven, in: PTh 94 (2005), 242–257.

nur personell, sondern auch inhaltlich voneinander unterscheiden.⁸ Diese bis vor einigen Jahren fakultative, meist auf persönlichen Neigungen von Hauptamtlichen beruhende Schwerpunktsetzung von Gemeinden wird seit einigen Jahren meist im Zusammenhang mit Regionalisierungsbemühungen vielerorts strukturell ebenso gefördert wie gefordert: Vor allem in den Städten entwickeln Gemeinden gezielt unterschiedliche Profile mit unterschiedlichen Ausrichtungen auf bestimmte Zielgruppen und/oder auf bestimmte Handlungsfelder. Damit wird der Tatsache Rechnung getragen, dass keine Gemeinde in der Lage ist, den sich immer stärker ausdifferenzierenden Interessen von Kirchenmitgliedern (und erst recht von Nichtkirchenmitgliedern) Rechnung zu tragen, ja überhaupt alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen anzusprechen. So kann sich eine Gemeinde beispielsweise vorrangig der Jugendarbeit widmen, eine andere der Kirchenmusik, wieder eine andere legt ihren Schwerpunkt auf interreligiöse Arbeit, auf Diakonie, auf Meditation etc. Diese Arbeitsschwerpunkte werden aber nicht nur pragmatisch als arbeitsteilige Erledigung bestimmter kirchlicher Aufgaben begriffen, sondern sie werden zum Bestandteil von Leitbildentwicklungen und Identitätsfindungsprozessen von Gemeinden. Wie stark das jeweilige Profil die Identität und den Charakter der Gemeinde prägt, ist dabei sehr unterschiedlich – die Spannweite reicht von der Fortsetzung eines möglichst umfassenden parochialen Angebots mit etwas stärkerer Aufmerksamkeit für einen bestimmten Bereich bis hin zu konsequenter Ausrichtung des gesamten gemeindlichen Lebens.

Selbstverständlich besitzen nicht alle Ortsgemeinden ein ausdifferenziertes Profil. Dies hängt im einzelnen von diversen Faktoren ab wie beispielsweise von den kirchenleitenden Vorgaben oder der individuellen Bereitschaft der Haupt- und Ehrenamtlichen dazu. Generell ist der Grad der Ausdifferenzierung in der Stadt höher als auf dem Land, wo die regionale Identifikation eine größere Bedeutung hat als in der Stadt. Aber auch in ländlichen Regionen nimmt die Einsicht zu, dass Gemeinden nicht das gesamte Spektrum von Angeboten abbilden können, und dass auch das Land keineswegs milieueinheitlich ist, sondern sehr unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Ausrichtungen und Orientierung umfasst. Insofern erscheint es sinnvoll, für die hier angestellten Überlegungen die Perspektive gemeindlicher Differenzierung und Pluralisierung anzulegen in dem Wissen darum, dass dies eine Tendenz ist, deren Umsetzung unterschiedlich weit vorangeschritten ist. Im Blick auf das kirchliche Aufgabenspektrum in der ausdifferenzierten Gesellschaft sowie im Blick auf die sich weiter ausdifferenzierenden Lebensstile der Kirchenmitglieder scheint sie mir als Bewegung jedenfalls alternativlos zu sein – wobei sie nicht auf Kosten des Ortsbezugs gehen sollte und die Umsetzung vor Ort sich sehr unterschiedlich gestalten dürfte und sollte.

Diese das Verständnis und den Charakter von „Gemeinde“ nicht unerheblich verändernde Entwicklung ist praktisch-theologisch bislang wenig in Beziehung gesetzt worden zum Gottesdienst „der Gemeinde“. Im Grunde impliziert jedoch jede Profilentwicklung die Frage, wer denn eigentlich „die Gemeinde“ ist, die

⁸ Vgl. zum Territorialprinzip und seiner Relativierung Pohl-Patalong, Uta: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 22ff.

zum Gottesdienst zusammenkommt – oder deren Zusammenkommen konzeptionell erwartet wird. Hält man das Verständnis des Gottesdienstes als Mitte der Gemeinde aufrecht, so muss das Nachdenken über den Gottesdienst eine wesentliche Rolle bei der Entwicklung von Profilen, Leitbildern und gemeindlichen Identitäten spielen. Dies gilt vor allem angesichts der sehr unterschiedlichen Präferenzen verschiedener Bevölkerungsgruppen. Wenn sich Gemeinden im Blick auf Zielgruppen und Handlungsfelder differenzieren, dann kann der Gottesdienst nicht unhinterfragt überall der gleiche bleiben, soll er Mitte der – jeweiligen – Gemeinde sein.

Diese Entwicklung kreuzt sich mit einer weiteren Pluralisierung: Auch vom Gottesdienst kann längst nur noch im Plural die Rede sein. Abgesehen von der Variationsbreite, die das Evangelische Gottesdienstbuch für den agendarischen Gottesdienst am Sonntagmorgen zulässt, haben sich in den letzten Jahren auch die gottesdienstlichen Formen erheblich pluralisiert.⁹ Zum einen wird der agendarische Gottesdienst in vielen Gemeinden an manchen Sonntagen ersetzt oder besonders gestaltet als Familiengottesdienst, Konfirmandengottesdienst, Taizé-Gottesdienst etc.¹⁰ Dass die Gemeinde, die an diesen Sonntagen zusammenkommt, nicht identisch ist mit der, die an „normalen“ Sonntagen kommt, wird durchaus wahrgenommen und ist vielerorts auch gewollt. Zum anderen aber sind vielfältige Formen sog. „alternativer Gottesdienste“ entstanden, die mit anderen Formen, anderen Zeiten und anderem Charakter dezidiert andere Menschen ansprechen möchten als die agendarischen Gottesdienste am Sonntagvormittag.¹¹ Diese verstehen sich meist als „zweites Programm“, das den agendarischen Sonntagvormittagsgottesdienst nicht ersetzen, sondern ergänzen möchte. Was die Pluralisierung der Gottesdienstformen kybernetisch bedeutet, ist praktisch-theologisch bislang wenig grundlegend reflektiert worden und dürfte auch im Einzelnen sehr unterschiedlich sein. Als ein grundlegendes Problem muss jedoch die manchmal suggerierte Wahrnehmung betrachtet werden, dass es eine „eigentliche“, „richtige“, aber für die Mehrzahl der Kirchenmitglieder wenig attraktive Normalform Gottesdienst am Sonntagmorgen gibt und daneben eine „alternative“, „andere“ die weniger „eigentlich“, aber deutlich attraktiver ist. Praktisch-theologisch muss deutlich benannt werden, dass – in struktureller Pa-

⁹ David Plüss schlägt vor, die Pluralisierung der gottesdienstlichen Formen als Pluralität von gottesdienstlichen „Stilen“ zu verstehen und unterscheidet einen traditionsbezogenen, einen erfahrungsbezogenen, einen situationsbezogenen und einen inszenierungsbezogenen Stiltyp. Vgl. Plüss, David: Liturgie ist Stilsache. Eine stiltheoretische Typologisierung ganz normaler Gottesdienste, in: PrTh 38 (2003), 275–286. Diese Perspektive erscheint mir äußerst produktiv nicht nur im Blick auf präzisere Wahrnehmung der pluralen gottesdienstlichen Landschaft, sondern auch hinsichtlich einer Überwindung des dualen Schemas „normal“ versus „alternativ“.

¹⁰ Vgl. exemplarisch Ruddat, Günter: Neue Gottesdienste braucht das Land?! Liturgisch-topographische und konzeptionell-handlungsorientierte Überlegungen, in: Mildenerger, Irene / Ratzmann, Wolfgang: Beteiligung? Der Gottesdienst als Sache der Gemeinde, Leipzig 2006, 45–66.

¹¹ Aus der Fülle der Veröffentlichungen vgl. exemplarisch: Kunz, Ralph: Der neue Gottesdienst. Ein Plädoyer für den liturgischen Wildwuchs, Zürich 2006; Bundschuh-Schramm, Christiane / Gaab, Judith / Schäfer-Krebs, Margret: Eine Zeit zum Suchen, Ostfildern 2003; Friedrichs, Lutz (Hg.): Alternative Gottesdienste, Hannover 2007.

rallelität zur Ortsgemeinde – der agendarische Gottesdienst am Sonntagmorgen eine historisch gewachsene Form ist, für die durchaus Argumente sprechen, die sich aber durchaus daraufhin befragen lassen muss, ob und inwiefern sie der Kommunikation des Evangeliums in der Gegenwart bestmöglich dient.

Diese Entwicklung verschärft die Frage nach der Rolle des Gottesdienstes als „Mitte der Gemeinde“ noch einmal deutlich, insofern man nicht nur fragen muss: *Mitte welcher Gemeinde?*, sondern auch: *welcher Gottesdienst als Mitte welcher Gemeinde?* Setzt man abstrakt „Gottesdienst“ als Mitte von „Gemeinde“, so ergäbe sich vielerorts das Bild mindestens zweier Gemeinden in einer verfassten Gemeinde, bei einer noch stärkeren gottesdienstlichen Ausdifferenzierung durchaus auch von einer größeren Zahl. Dies ist nicht von vornherein auszuschließen oder abzulehnen, wohl aber theologisch und kybernetisch sorgfältig zu reflektieren und zu entscheiden. Diesen Prozess in die Entwicklung von Profil und Identität der Gemeinde konstruktiv einzubeziehen, ist sicherlich eine Aufgabe jeder Gemeinde. Gleichzeitig ist es aber auch eine Aufgabe praktisch-theologischer Reflexion, theologisch reflektierte und auf die gegenwärtige Realität bezogene Modelle der Zuordnung von Gottesdienst und Gemeinde zu entwerfen.

III. Gemeinde(n) und Gottesdienst(e) – Lösungsversuche eines Problems

Um Enttäuschungen vorzubauen: Ein durchweg befriedigendes und das Problem konzeptionell lösendes Modell gibt es derzeit meiner Wahrnehmung nach nicht. Möglicherweise wird es auch nicht das eine Modell geben, sondern unterschiedliche, die regionale, konzeptionelle und andere Unterschiede einbeziehen. Erste Schritte dazu möchte ich im Folgenden gehen, wenn ich die möglichen Lösungsversuche systematisiere und auf ihre Vor- und Nachteile hin befrage – und dabei auch zu Favorisierungen komme.

Lösungsversuch 1: Eine einheitliche Gottesdienstform für alle

Der erste zu diskutierende Lösungsversuch gestaltet den Gottesdienst unabhängig von der Pluralisierung der Gemeindeprofile als einheitlichen Gottesdienst für alle. Will man die Diskrepanz zwischen Postulat und gegenwärtiger Realität nicht ignorieren, sind dazu zwei Wege denkbar: (a.) Verstärkte Anstrengungen, die Einstellung von Kirchenmitgliedern zum Gottesdienst zu verändern und (b.) nach Veränderungen zu suchen, die (milieuübergreifend) eine größere Zahl von Kirchenmitgliedern ansprechen.

Dieser Versuch löst die Problematik einer Aufsplitterung der Gemeinde in gottesdienstliche Gemeinden und umgeht die Problematik einer gottesdienstlichen Differenzierung ohne gemeinsamen Grund. In beiden Varianten erscheint dieser Weg jedoch wenig erfolgversprechend. Weder dürfte sich der Gottesdienstbesuch durch Bildungsbemühungen und Überzeugungsarbeit wesentlich

beeinflussen, noch sind Formen in Sicht, die jenseits der gesellschaftlichen Differenzierung alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen ansprechen. „In einer Gesellschaft, die keine klare Leitkultur aufweist, sondern hinsichtlich verschiedener Personengruppen kulturell ausdifferenziert ist, resultieren daraus erhebliche Probleme für alle an umfassender Gemeinschaft interessierten Ausdrucksformen.“¹² Bereits die Frage, ob die gottesdienstlichen Formen sich überhaupt verändern sollen, wird lebensstildifferenziert unterschiedlich beantwortet, so dass schon vor konkreten Überlegungen die gesellschaftlichen Differenzen zum Tragen kommen. Erst Recht dürften sich die Bedürfnisse bei der Wahl der Gottesdienstzeit, der Frage nach der Verkündigungsformen, der musikalischen Ausrichtung etc. unterscheiden. Hinzu kommt die Einsicht, dass „dirigistische Maßnahmen, die agendarische Uniformität erzwingen, keine wirkliche Lösung sind. Der Gottesdienst kann durch administrative Anordnung nicht lebendig gemacht werden.“¹³

Lösungsversuch 2: Profilgemäße Pluralisierung der Gottesdienstformen

Den gegenteiligen Weg geht die konsequente Einbeziehung des Gottesdienstes in das jeweilige gemeindliche Profil. In diesem Modell wird der agendarische Gottesdienst ersetzt oder zumindest verändert als Gottesdienst, der vollständig am jeweiligen gemeindlichen Profil orientiert ist. Damit wird Gottesdienst in ganz unterschiedlichen Formen gefeiert: Die eine Gemeinde feiert durchgehend jugendgemäße Gottesdienste, die andere seniorinnengemäße, eine Gemeinde mit dem Profil Kirchenmusik gestaltet ihre Gottesdienste durchgehend kirchenmusikalisch aus, eine Gemeinde mit dem Schwerpunkt Meditation feiert meditative Gottesdienste etc.

Die Chancen liegen auf der Hand: Der Gottesdienst wird zum integralen Bestandteil des gemeindlichen Lebens und der Identität der Gemeinde. Die theologisch geforderte „Kontextualität“¹⁴ des Gottesdienstes wird konsequent umgesetzt. Der Gottesdienst kann in dieser Weise wirklich zur Mitte der Gemeinde erlebt und gefeiert werden.

Der Nachteil dieses Modells liegt zum einen darin, dass viele der jetzt den Gottesdienst regelmäßig besuchenden Kirchenmitglieder, denen es gerade auf die Vertrautheit und Kontinuität der gottesdienstlichen Formen ankommt, einen gottesdienstlichen Heimatverlust erleiden würden. Weder wäre es seelsorglich verantwortbar, dies zu ignorieren, noch wäre es kirchenleitend klug, eine radikale Umstellung ohne Übergangsformen durchzuführen (dies darf selbstverständlich kein Argument dafür sein, grundsätzlich keine Veränderungen vorzunehmen, durchaus aber ein Argument, dies behutsam und mit vermittelnden Formen zu tun). Ein weiterer Nachteil liegt in der geringeren Erkennbarkeit evangelischer

¹² Grethlein, Christian: Ist die „Messe“ der Haupt-, der Predigtgottesdienst ein Nebengottesdienst?, PTh 84 (2005), 480–491, 489.

¹³ Cornehl 1985 (Anm. 3), 83.

¹⁴ Grethlein 2005 (Anm. 12), 488f.

Gottesdienste und könnte durchaus als Verlust eines Symbols für die Einheit der protestantischen Kirche oder gar der weltweiten Kirche empfunden werden.

Lösungsversuch 3: Agendarische Gottesdienste neben (dem Gemeindeprofil entsprechenden) „alternativen“ Gottesdiensten

Dieser Weg wird gegenwärtig in vielen Gemeinde beschritten: neben den zumeist agendarisch ausgerichteten Gottesdienst am Sonntagmorgen treten alternative Gottesdienste am Sonntagabend oder an einem Wochentag mit einem spezifischen Charakter. Sofern diese im Kontext eines Gemeindeprofils stehen, hat auch dieser Weg den Vorteil, die sonstige gemeindliche Arbeit und das gottesdienstliche Geschehen zu verzahnen, gleichzeitig aber werden die Bedürfnisse der den traditionellen agendarischen Gottesdienst schätzenden Kirchenmitglieder erfüllt. Begreift man Gottesdienst als Mitte der Gemeinde, entsteht dabei kybernetisch eine Ellipse mit zwei Mittelpunkten, also zwei (oder mehr) Gemeinden in einem Kreis. Als Gefahr dieses Modells muss das Bild reflektiert werden, dass der agendarische Sonntagvormittagsgottesdienst und die sich hier versammelnde Gemeinde unter der Hand zum „Normalfall“ und damit auch zur implizit normierenden Instanz werden, die die „alternativen Gottesdienst und die „andere Gemeinde“ „bei sich“ toleriert. Ein wirkliches Nebeneinander oder gar Miteinander ohne Wertigkeit zu erreichen, erscheint angesichts der langen Tradition von Normativität nicht einfach.

Lösungsversuch 4: Gemeinsame gottesdienstliche Basiselemente und unterschiedliche (gemeindeprofilgemäße) Ausgestaltungen

Als ein viertes Modell ist die Unterscheidung von Basiselementen und flexiblen Ausgestaltungsmöglichkeiten, die dann dem Gemeindeprofil gemäß gefüllt werden, denkbar. Dieses Modell folgt der Tendenz des evangelischen Gottesdienstbuches, flexible Ausgestaltungen der Agende zu erlauben und anzuregen, begreift deren Gestaltungsauftrag aber stärker vom jeweiligen Gemeindeprofil her. Über die deutlichere Inanspruchnahme des vom Gottesdienstbuch gegebenen liturgischen Rahmens hinaus bedeutet dies konkret ein Nachdenken über

- den Zeitpunkt des Gottesdienstes:¹⁵ Der Sonntagvormittag ist ein möglicher gottesdienstlicher Zeitpunkt, aber nicht die Regelform.
- die der Kommunikation des Evangeliums für diese Gemeinde angemessene Form der Verkündigung:¹⁶ Die monologische zwanzigminütige Predigt des Amtsträgers oder der Amtsträgerin ist eine mögliche Form, aber nicht mehr die Regelform.

¹⁵ Vgl. Schroeter-Wittke, Harald: Gottesdienst in der Zeit, in: Grethlein, Christian / Ruddat, Günter (Hg.): Liturgisches Kompendium, Göttingen 2003, 235–259.

¹⁶ Vgl. dazu auch Schröder, Bernd: Die Predigt im Gottesdienst, in: Grethlein / Ruddat (Hg.) 2003 (Anm. 15), 134–150, bes. 146f.

– die musikalische Gestaltung:¹⁷ Das Singen von Gesangbuchliedern mit Orgelbegleitung ist eine mögliche musikalische Form, aber nicht die Regelform.

Liturgisch müsste – sicher in einem längeren Prozess – genau geprüft werden, welche Elemente als unverzichtbare Basiselemente in jedem protestantischen Gottesdienst an welcher Stelle verbindlich sind. Ohne dass ich Details vorwegnehmen möchte, umfassen diese sicherlich Gebet, Vaterunser und Segen, sinnvollerweise auch eine Form von Eingangsliturgie, vermutlich Kyrie und Gloria. Dabei ist theologisch und liturgisch auch der Zusammenhang mit der weltweiten Kirche von Bedeutung, so dass die allen Konfessionen gemeinsamen Elemente zu den unverzichtbaren gehören sollten. Gleichzeitig wäre eine intensiviertere empirische Forschung hilfreich, welche Elemente eigentlich in welcher Weise zum „Heimatgefühl“ im Gottesdienst beitragen, welche Rolle die Melodie dabei spielt, welche Rolle die Reihenfolge etc.

Damit würden ganz unterschiedliche Charaktere des Gottesdienstes zu unterschiedlichen Zeitpunkten möglich, die ganz unterschiedliche Menschen gerecht werden könnten, ohne einen gesamtkirchlichen gottesdienstlichen Zusammenhang aufzugeben. Dieses könnte sowohl „diachron“ als auch „synchron“ erfolgen: Zum einen können dabei unterschiedliche Gestaltungen des Gottesdienstes in unterschiedlichen Gemeinden entstehen. Es ist aber auch möglich, innerhalb der gleichen Gemeinde die flexiblen Elemente wöchentlich unterschiedlich zu gestalten. Zudem erscheint es auch möglich, sich regional – beispielsweise landeskirchlich – auf gewisse Gemeinsamkeiten zu verständigen.

Die Chance dieses Weges sehe ich darin, einerseits eine gemeinsame gottesdienstliche Grundlage zu schaffen, die die Erkennbarkeit des protestantischen Gottesdienstes sichert und als Symbol für die Einheit der Kirche dienen kann. Dies bedeutet hier aber nicht eine Vernachlässigung der Kontextualität des Gottesdienstes und seiner Verzahnung mit dem gemeindlichen Leben. Dieser Weg erscheint auch theologisch sachgemäß, denn „ein an der Kommunikation des Evangeliums orientiertes Gottesdienstverständnis wird (...) in einer pluralistischen Gesellschaft vor allem an liturgischer Pluralität interessiert sein, um möglichst vielen Menschen die durch Jesus Christus eröffnete Perspektive auf Welt und Leben zu eröffnen. Dass dies kein neuer Weg ist, zeigt die Vielgestaltigkeit und regionale Unterschiedlichkeit der liturgischen Formen in der gesamten Christentumsgeschichte.“¹⁸

Wie bei allen Versuchen unterschiedliche Anliegen zusammenzuführen, dürfte dies den einen zu weit, den anderen nicht weit genug gehen: Was den einen immer noch zu sehr „traditioneller“ Gottesdienst ist, dürfte in anderer Perspektive die Erkennbarkeit und Einheitlichkeit des evangelischen Gottesdienstes gefährden und den Kirchenmitgliedern, denen es gerade auf die Kontinuität der Tradition ankommt, zu viel Veränderung zumuten. Hier ist zu bedenken zu geben, dass Gottesdienst notwendig immer ein „Reformprojekt“ ist, „denn frühere kontextu-

¹⁷ Vgl. dazu auch Cornehl 2005, 35 sowie Bubmann, Peter: Musik und Gottesdienst, in: Grethlein / Ruddat (Hg.) 2003 (Anm. 15), 120–133, bes. 126f.

¹⁸ Grethlein 2005 (Anm. 12), 491.

ell oder auch gegenkulturell kommunizierte Riten erstarren und werden zum nur noch einigen Eingeweihten zugänglichen Ballast, der eher die Kommunikation des Evangeliums verdunkelt“¹⁹.

IV. Gottesdienst als Mitte der Gemeinde? Die Herausforderung

Vor allem gegenüber dem vierten Modell liegt der Einwand nahe, dass dieser Weg eine hohe Aufmerksamkeit für den Gottesdienst und einen hohen Aufwand erfordert, sowohl in der konkreten Gestaltung als auch (und vor allem) in der gemeindlichen Kommunikation. Dies ist kaum zu bestreiten. An dieser Stelle stellt sich allerdings die Frage nach dem Gottesdienst als Mitte der Gemeinde noch einmal auf neue Weise: Möglicherweise ist es tatsächlich mit einem hohen kommunikativen, theologischen und kreativen Aufwand verbunden, unter den gegenwärtigen Umständen den Gottesdienst als Mitte der Gemeinde zu gestalten – bzw. zumindest den Versuch dazu zu unternehmen (denn ob dies gelingt, dürfte von vielen Faktoren abhängen).²⁰ Erachtet man diesen Weg als zu aufwändig, wäre damit impliziert, dass gegenwärtig der Gottesdienst in der Regel nicht die Mitte der evangelischen Gemeinde ist. Will man dies nicht akzeptieren, erscheint mir der vierte Lösungsversuch als das vielversprechendste Modell der vier Möglichkeiten, mit dem Verhältnis von Gottesdienst und Gemeinde Anfang des 21. Jahrhunderts umzugehen. Es beinhaltet zudem die Notwendigkeit und somit die Chance einer breiten theologischen, liturgischen und erlebnismäßigen Verständigung über den Gottesdienst über liturgiewissenschaftliche Kreise hinaus, die m.E. sowohl in der evangelischen Kirche als auch in der Praktischen Theologie ansteht.

¹⁹ Grethlein 2005 (Anm. 12), 489, vgl. ders. / Ruddat, Günter: Gottesdienst als Reformprojekt, in: dies. (Hg.) 2003 (Anm. 15), 13–41.

²⁰ Cornehl 1985 (Anm. 3), 84: „Der Nachholbedarf ist groß. Anstrengungen sind nötig, wenn die evangelische Kirche ernsthaft will, daß der Gottesdienst die Mitte der Gemeinde bleiben oder neu werden soll.“